

Das Sonntagsblatt.

Nro. 113.

Sonntag den 26. Februar 1809.

Theater.

Der Brautkranz.

Trägödie in fünf Acten.

(Ein Schreiben an die Herausgeber.)

Sie haben in Nro. 109. Ihrer Wochenschrift den Brautkranz zu den erfreulichen Erscheinungen auf unsern Theatern gerechnet, dabey aber auf manche Einschränkung hingedeutet, wodurch das Gute jenes Trauerspieles vermindert wird *). Als ich diese Aeußerung las, wünschte ich Ihr ausführliches Urtheil über das

*) Es ist in der Stelle, welche Herr W. anführt, nicht blos vom Brautkranz, sondern von mehreren Theaterstücken die Rede; dieß thut hier aber nichts zur Sache.

Anm. d. H.

Q

Stück zu erfahren; denn, aufrichtig gestanden, der Brautkranz setzt mich in einige Verlegenheit, indem ich unschlüssig bin, ob ich mich mehr über den Autor oder über diejenigen wundern soll, welche in seiner Arbeit ein großes Meisterstück zu erkennen glauben. Während der Aufführung befand ich mich fortwährend in einer gespannten Längenweile: ich hoffte immer, es würde nach so vielen Reden, Phrasen, Empfindungen und Ahndungen, sich endlich eine Handlung oder auch nur irgend ein Charakter entwickeln; aber der Verfasser hat die Dunkelheit, in welche sich die Staatsinquisition Venedigs zu verhüllen pflegte, und die in diesem Brautkranz dargestellt werden soll, unwillkürlich über seine ganze Composition verbreitet, so daß dem Zuschauer wirklich zu Muth wird, als ob er Blindekuh spiele. Was die Leute wollen, muß man nur errathen; so wie man auch nicht recht weiß, welche Bewandniß es mit den vier Sterbefällen hat, die sich am Ende zutragen. Bey jeder Scene möchte man fragen: wie ist das? Warum reden die Leute in so erhabenem Schwulst? Was ist geschehen? — Aber man findet nirgends Auskunft. Warum thut der Mahler Palma, dem der Weg zum Herzoge offen steht, vom

Anfange bis zum Ende gar nichts, um dessen Zorn abzuwenden, oder zu mildern, da er doch voraussehen kann, daß dieser in eine Verbindung seines Sohnes mit der Tochter des vertriebenen Naldi, dessen Feind er ist, nicht so leicht willigen werde? Warum überläßt Palma alles dem Zufall, wo es das Glück seines Wohlthäters und seiner geliebten Pflanztochter gilt? Warum weiß der Staatsinquisitor, der alles weiß, was in Venedig vorgeht, nicht, daß der Marquese Monti ein Verräther ist, während dieser sein falsches Spiel, so wenig versteckt, daß er sein Geheimniß einem furchtsamen Banditen anvertraut? Und wie konnte sich der hohe Rath von Venedig, von diesem Marquese so übertölpeln lassen, den Banditen Gondalo als Officier in seine Dienste zu nehmen? Warum ist der Charakter des Staatsinquisitors dem Palma ein Geheimniß, da ein Mann wie Altamonti doch leicht zu erkennen ist, und so wenig Hehl aus seiner Vorliebe für Naldi's Tochter macht, daß er sich sogar dem Marquese entdeckt, und diesen überreden will, er möchte „tun was er nicht darf“ —? Warum bewirbt sich Palma nicht um seinen Schutz? Wer läßt eigentlich das Mädchen umbringen? der Herzog oder die Staats-

inquisition? Und warum weiß der Staatsinquisitor nichts davon?

„Der Staatsinquisitoren blut'ge That
 „Erkennet keine Richter über sich;
 „So lauten die Gesetze und das Beyspiel.“

Warum begibt der Staatsinquisitor sich dieses Rechtes in einem Augenblick, wo seine ganze Macht erfordert wird, um die verfolgte Unschuld zu retten? Warum schwast er so viel und so unnütz, und überläßt die Unglücklichen ihren Feinden, deren Einfluß, so wie, wer sie eigentlich sind, übrigens im ganzen Stück räthselhaft bleibt? — Auf diese und viele ähnliche Fragen weiß ich keine Antwort, und bin überzeugt, daß der Verfasser selbst keine befriedigende zu geben weiß. Man bemerkt in der Anlage, wie in der Ausführung des Planes eine Dhnmacht, die auf eine gewisse Confusion der Ideen schließen läßt; so wie in der Schilderung der Charaktere ein mühsames Aneinanderreihen von Gefinnungen, die nicht aus dem Leben genommen, sondern aus den Grillen eines Stubengelehrten hervorgegangen zu seyn scheinen, und von der Menschenkenntniß, wie von dem poetischen Geiste des Verfassers kein sehr günstiges Zeugniß ablegen. — Aber die Sprache höre ich loben! Auch darinn kann ich

nicht einstimmen. Der Verfasser hat sich einen schwerfälligen, schwülstigen Styl angewöhnt, der mit einer wahrhaft dichterische Sprache durchaus unverträglich ist. Erlauben Sie, daß ich einige Stellen als Beleg dieses Urtheils anführe. Kosaura sagt in einem Selbstgespräch, nachdem sie einen Brief von unbekannter Hand erhalten und gelesen hat:

„Himmel greift diese Hand aus den Wolken,

„Wo das Verhängniß, das blinde, thront?

„Waltet sie (die Hand) freundlich

„Oder feindlich

„Ueber den Kreis der Liebenden?

„Will sie mir den Brautkranz zerreißen

„Oh seine Myrthe mein Haupt geschmückt?

„Und in den blühenden

„Paradiesen

„Schaufeln (!!) das Grab der Liebenden?

Nachher nennt Kosaura den Palma, den Marquese und ihren Geliebten: die Brausenden. Der Ausdruck ist nicht nur drollig, sondern auch falsch, da man nichts Brausendes an diesen Leuten, den Fernando ausgenommen, bemerkt. Des Weibes „weitgedehnte Brust“ ist unedel und gemein, die Bilder schweben auch nicht an der Wand, wie der Verfasser zu glauben scheint. — Ein andermahl sagt Kosaura:

„Daß er doch, den sich mein Herz erwählt,
 „Der Erb' eines Gondel'ahrers wäre!“

Palma antwortet:

„Ich hätte ihm die väterliche Sperr e
 „An dieses höh're Eigenthum gelegt.

Im zweyten Act Scene 3 sagt der Pilger
 (Graf Naldi) zu seiner Tochter:

„Umfange mich, und neige deinen Mund,
 „Den lieblichen, zu mir, daß auf der Lippen
 „Korallenbrücke sich die heiligsten
 „Zwey Grüße aus der Herzenswelt begegnen!“

In dem Munde eines alten, in Gram und
 Sorgen abgelebten Pilgers ist die Korallenbrü-
 cke lächerlich, wenn das Bild überhaupt et-
 was sagen will.

Palma küßt den Pilger und dieser sagt:

„Sieh! deine Zähne stel mir auf das Aug!
 „Auf meiner grauen Wimper will ich sie
 „Hinüber tragen in das fremde Land.“

Das muß eine starke Thräne seyn, die
 man von Venedig bis nach Deutschland —
 „auf des Eifens mütterlichen Boden,“ wie der
 Verfasser es nennt, — hinüber tragen kann.

Im zweyten Act in der Scene, wo der
 Sohn zum Vater spricht, erinnert Fernando
 den Herzog an seine verstorbene Gattinn, Fer-
 nando's Mutter. Der Herzog will sich nicht
 erweichen lassen und antwortet:

„Ha sehet da! die zarte Seele strebt
 „Ins lustige Gebild der Schattenwelt
 „Sich einzupuppen! o es ist possier-
 lich 2c.“

„Was willst du denn Fernando,
 „Mit diesen Spielerey'n der Schwärmerey!“
 „Zu lange sollst du diesen Augenblick
 „Nicht dehnen! 2c. 2c.!

Im dritten Act, Scene 5, spricht Rosaura mit dem Herzog.

R o s a u r a.

„Ein rein Gemüth muß Ruhe fest bewahren
 „Kein Hauch vermag zu trüben den Kristall,
 „Den Unschuld trägt in zart verschlossener
 Brust.“

H e r z o g.

„So dünkt es mich: die zarte Schaam der
 Jungfrau

„Sie habe sich verglast in feilem Busen.“

Solche Karitäten, wie der Kristall in zart verschlossener Brust und die verglaste Schaam sind der Poesie wie der Natur gleich fremd, und geben auf keinen Fall ein angemessenes Bild. Der Verfasser aber gefällt sich öfter in solchen wunderlichen Gleichnissen; besonders spielt er gern mit dem metallnen Löwen vor dem Palazzo. Graf Maldi ruft einmahl in einem Augenblick, wo — wie es hier

heißt — „der Schmerz seine Sinne zerwirft:“

„Am Thore des Palazzo will ich steh'n
 „Und weinen über jenes ehr'ne Thier,
 „Bis sein Metall in meinen Thränen schmilzt!“

Man sieht, der Verfasser hat ganz eigne Thränen; einmahl können sie weite Reisen machen, und einandermahl schmelzen sie Metall. Doch die Sinne sind hier zerworfen und dieß entschuldigt viel. Aber Naldi weint noch fort

„Bis die Versteinung (sagt er) mich endlich
 dann,

„Erstarrend, anfaßt, und das Schmerzenbild
 „Aus jener Bürgerbrust, um welche je
 „Die sanfte Rose schwoll von Kindeslippen,
 „Der Rache düstern Funken schlägt.“

Welche Bürgerbrust hier gemeint ist, weiß ich nicht, und gänzlich unerklärbar scheint es mir, wie von Kindeslippen eine Rose um die Brust schwellen kann. — Ich will noch einige Ausdrücke, ohne weitere Anmerkung, anführen. Rosaura sagt im vierten Act.

„Bräutigam!

„Fernando! bist es du mit Leib und
 Seele?“

„Fernando deine Arme fassen mich mit Kraft
 „In ihren Liebesring!

„Unsere freudige zerschmolzene Brust!“

Indem Rosaura den Großinquisitor bey
 der Hand faßt, sagt sie:

„Mein, diese Hand ist keine Löwenkrallen!

„Ein würdig menschliches Gebild ist sie!

„Es wogt ein warmes Blut durch dieses
 Fleisch.“

„Mein Loos ist Todt, mein Brautkranz wird,
 eh noch

„Ein Blütenstaub aus seinem Kelche fällt,

„Zum Leichenschmuck.“

Diese botanische Kenntniß steht der Dame
 Rosaura nicht gut zu Gesichte; sie kann ihre eigene
 Rede kaum verstehen, oder sie müßte roth werden.

Doch genug von einzelnen Ausdrücken. Ueber das
 Ganze habe ich Ihnen oben meine Meinung mitge-
 theilt; sollte es nöthig seyn, sie, in einer aus-
 führlichen Critik, zu motiviren, so würde das
 Trauerspiel hinlänglichen Anlaß dazu geben.

Mit Achtung zc.

M.

E L E O N O R E

eine Oper, mit Musik von Pär.

„Sonate, que me veux-tu?“ rief einst voll Ungeduld der berühmte Fortenelle, bey Anhörung einer langweiligen, nichtsagenden Klavier-Sonate. — Opera que nous as-tu voulu? fragen wir im Nahmen aller, die der Aufführung der Oper *Eleonore* bis zum Finale bengewohnt haben, und überheben uns dadurch einer detaillirten Kritik über den Werth einer Musik, deren Verfasser einen ausgebreiteten Ruf in der musikalischen Welt besitzt. Nur die Anhänger der italienischen Opern-Musik, welche sich seit *Scarlatti*, dem Schöpfer der neueren italienischen Tonkunst, in einem ewigen Kreise drehet, möchten uns nicht bestimmen. Sie werden in dieser Oper, so wenig auch der Komponist dem Dichter und den Situationen analoge Empfindungen äußert, schon deshalb Befriedigung gefunden haben, weil der Sopran und besonders der Tenor in einigen glänzenden Singpartien eine Menge Schändkel und Koloraturen anzubringen Gelegenheit hatten, die, nach herkömmlicher Weise, mit lautem Bravo und Hände-

klatschen belohnt wurden. Aber ein durch Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven, Cherubini verwöhntes Ohr kann solchem Gemüth- und Charakterlosen Klingklang keinen Geschmack abgewinnen. Par hat einige Opern geschrieben, die Verdienst haben; doch scheint es, als habe er seinen Ideenvorrath in der Camilla erschöpft, denn seit der Composition dieser Oper hören wir nur Reminiszzenzen aus seinen eigenen und fremden Werken.

Die Oper Elenora wurde vor einigen Jahren, wie den Lesern erinnerlich seyn wird, unter dem Nahmen Fidelio, mit Mus. v. Beethoven, in einer für die Bühne ungünstigen Zeitperiode auf dem Theater an der Wien gegeben. Warum ist diese Oper nicht auf das Hoftheater gebracht worden? Warum haben wir überhaupt auf demselben noch keine Oper von Beethoven gehört?

Demoiselle Auenheim, welche als Marzelline debütierte, verdient Nachsicht und Aufmunterung. Wir finden jedoch zu erinnern, daß eine Anfängerinn ihren Gesang nie mit Verzierungen überladen sollte, besonders wenn sie noch nicht sicher ist, daß sie ihr auch gelingen werden.

Proben aus der
Beschreibung von Spanien
v o n

Alexander de Laborde.

Die Beschreibung von Spanien von de Laborde, *) auf welche wir den Leser aufmerksam zu machen wünschen, gehört zu den vorzüglichsten statistischen Schriften, die in neuerer Zeit erschienen sind. Die Zeitumstände geben ihr ein noch höheres Interesse, als sie schon an sich, durch die merkwürdigen Nachrichten, die sie enthält, und durch den ruhigen, unpartey'ischen **) Geist, die darin athmet, erwecken würde. Da dieses Werk noch

*) Der vollständige Titel heißt: *Itinéraire descriptif de l'Espagne, et Tableau élémentaire des différentes branches de l'administration et de l'industrie de ce royaume.* par Alexandre de Laborde. Tomes V. à Paris 1808.

**) Wenn der Verfasser parteyisch ist, so ist er es vielmehr für die Spanier, die er vielleicht zu sehr mit den Augen der Phantasie in verschönerter Gestalt gesehen hat.

Anm. d. Herausg.

wenig unter uns bekannt seyn kann, indem es so eben erst erschienen ist: so dürfen wir auf den Beyfall des Publikums rechnen, wenn wir hier einige Auszüge aus demselben mittheilen. Wir wählen die lehrreiche Einleitung, aus welcher wir Einiges herausheben.

Der Verfasser, der seine Reisebeschreibung kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges abgefaßt, stellt in dieser Einleitung folgende auffallende Sätze auf, die er mit Scharffinn, Sachkenntniß und Freymüthigkeit durchführt.

„Es wird ohne Zweifel sonderbar scheinen, sagt er, wenn ich mit den Behauptungen beginne: daß Spanien nie blühender, besser cultivirt, und mehr bevölkert war, als es gegenwärtig ist;

daß das Land nie im Verfall gekommen sey, weil es nie einen hohen Grad von Wohlstand erreicht hatte;

daß die so sehr gerühmten Regierungen unter Ferdinand V., Carl V. und Philipp II. nur durch militärischen Ruhm und durch auswärtige Politik glänzten, ohne das Land in der wirklichen Verbesserung um einen Schritt weiter gebracht zu haben;

daß das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert, welche beyde man für die Zeit hält, wo Spanien sich im höchsten Glanze befand,

weniger glücklich für das Volk waren, als das achtzehnte, welches einen Theil seines angebliebenen Verfalls ausmacht;

daß die Entdeckung von Amerika niemahls weder für die Bevölkerung noch für die Industrie von Spanien nachtheilig war, und daß der Besitz von Amerika gegenwärtig beyde im hohen Grade befördert;

daß die Inquisition, so grausam und blutig sie im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert war, in dieser Zeit weder der Zunahme der Bevölkerung, noch den Fortschritten der Wissenschaften geschadet habe, daß vielmehr ihr Einfluß erst seit 60 Jahren, wo er für nichts zu achten schien, den Verbesserungen aller Art nachtheilig wurde;

daß endlich Spanien, weise regiert, bey seinem gegenwärtigen Zustand in beyden Welten, fähig wäre, in sehr kurzer Zeit zu einem hohen Grade von Reichthum und Glanz gebracht zu werden, und mit den großen Europäischen Mächten zu wetteifern."

Um den ersten Satz zu beweisen, gibt der Verfasser eine Uebersicht der Geschichte von Spanien, die er in vier Hauptepochen eintheilt. Die erste, unter den Carthagern und Römern, geht bis zur Eroberung der nordischen

Völker; die zweyte, unter der Regierung der Gothen und Araber, bis auf Carl den V.; die dritte unter den Prinzen aus dem österreichischen Hause; die vierte unter denen aus dem Hause Bourbon.

In der ersten Epoche gehören die Spanier zu dem großen Staatensystem, welches die Welt beherrschte. Da sie vielmehr Allirte als Untertanen der Römer waren, und sich mit ihnen, nicht durch sie, bildeten: so glichen sie ihnen auch in allen nützlichen Kenntnissen, und waren zugleich die Stütze und der Reichtum des römischen Reiches. In der zweyten Periode fingen sie zuerst an, einen unabhängigen Staat zu bilden, der durch eine neue Gesetzgebung und durch Souveraine aus ihrer Nation regiert wurde; aber sie wurden bald durch die Eroberungen der Mauren auf ein kleines Stück Land beschränkt, und später genöthiget, die Monarchie von neuen zusammenzusetzen. Nur langsam konnten sie dabey ihre Geseze, ihren Handel und den Ackerbau vervollkommen. In mehrere Königreiche zerstückelt, ohne, wie die andern Staaten Europa's, ein Bundeshaupt anzuerkennen, seufzten sie lange unter einer unvollkommenen Verfassung, bis endlich Ferdinand der V., einer ihrer vor-

züglichssten Könige, die Krone aller Provinzen auf seinem Haupte vereinigt. Ferdinand, der keine inuern Feinde mehr zu bekämpfen hatte, und keine auswärtigen Eroberungen zu machen verlangte, beschäftigte sich einzig mit dem Glück seiner Unterthanen.

Diese Periode, welche die Geschichtschreiber für das Zeitalter des Glanzes und der Glückseligkeit der spanischen Monarchie ansehen, bezeichnet jedoch nur einen falschen Schimmer von Wohlstand, der eben so schnell erlosch, als er entstand. Spanien war kaum den verwüstenden Kriegen unter Heinrich dem vierten, dem Vorgänger Ferdinands entgangen, als es wieder in neue noch verwüstendere Kriege unter Carl dem fünften, seinem Nachfolger, versiel, wodurch alle Hoffnung einer inneren Verbesserung vernichtet wurde.

In dieser dritten Epoche wagte Spanien auf eine Universalmonarchie Anspruch zu machen, deren vorübergehenden Ruhm seine Bewohner jedoch theuer bezahlten. Ihrem Heere entrißen, um ohne Ursache fremde Völker zu bekämpfen, oder ohne Vortheil rebellische Unterthanen zu unterwerfen, und mit der auswärtigen Politik beschäftigt, die ihren bisher fremde gewesen war, sahen die Spanier, fern von

Vaterlande, die Früchte ihres Bodens, die Schätze ihrer Colonien und die Auswahl ihres Volkes verlohren gehen. Die schwachen Nachfolger Carls des Ersten und Philipps des Zwenten, die das System dieser Fürsten, beehielten, ohne ihre Talente zu besitzen, vergrößerten noch das allgemeine Unglück; und Spanien, in Muthlosigkeit und Noth versunken, wünschte jest seine Staaten vermindert zu sehen, aus eben so guten Gründen, als andere Länder die ihrigen zu vergrößern trachten.

Die vierte Epoche beginnt mit dem achtzehnten Jahrhundert, wo der Enkel Ludwigs des Vierzehnten in Spanien zur Regierung kam. Zu dieser Zeit erlitten alle Provinzen eine allgemeine Erschütterung, die in der Folge jeder einzelnen zum Vortheil gereichte. Es ist mit den politischen Körpern, wie mit dem menschlichen Körper: wenn dieser in eine Art von Erstarrung und Erschlaffung verfällt, so richtet ihn eine aus ihm selbst hervorgehende Erschütterung wieder auf, und lehrt ihn das Geheimniß seiner Kräfte, indem es ihn nöthigt, Gebrauch davon zu machen. Ist diese Bewegung nicht zu heftig, oder dauert sie nicht zu lange: so folgt ihr die Entwicklung aller Organe, und ein Erwachen aller Fähigkeiten, das

der Beredlung jeder Art im hohen Grade günstig ist. So wirkte die Begebenheit, welche die Veränderung der Dynastie in Spanien hervorbrachte. Arbeitsam unter den Römern, kriegerisch unter den Gothen, ruhmstüchtig unter den österreichischen Prinzen, befanden sie sich unter Philipp dem fünften in dem glücklichen Gleichgewicht, und wenn ich so sagen darf, in dem Alter der Weisheit, welches sie lehrte, die Erfahrungen der Vergangenheit anzuwenden, um das Erbtheil ihrer Väter zu vollkommenen. Damahls war es, als sie, durch den Verlust entfernter Provinzen, bereichert, ihre Industrie in den Gränzen des Königreiches concentrirten, und eine Ruhe und Zufriedenheit genossen, die sie in den glänzendsten Zeiten ihrer Geschichte nicht gekannt hatten. Die Manufacturen von Flandern und Mayland wurden nach Catalonien, Arragonien und in das Königreich Valenzia verpflanzt; an den Küsten entstanden Häfen und Arsenalle; die Bevölkerung nahm schnell zu; der Ackerbau, von einem Theil seiner Fesseln befreuet, zog die Aufmerksamkeit aufgeklärter Männer auf sich, und alle Kräfte, die vorher gegen die Gränzen des Reiches gerichtet wur-

den, zogen sich zugleich in den Mittelpunkt zurück.“

In der näheren Beleuchtung der verschiedenen Perioden zeigt der Verfasser, daß Spanien zur Zeit der Römer, nachdem es ihrem Reiche einverleibt worden, als Ersatz für die verlorne Freyheit, weise Gesetze und eine milde Regierung erhielt. „Konnte dieses Land,“ sagt er, „sich der Unterjochung durch die Herren der Welt nicht entziehen, so wurde es doch die mächtigste, reichste und glücklichste Provinz ihres Reiches. Columella liefert uns ein interessantes Gemälde von dem Ackerbau in Spanien unter den ersten Römischen Kaisern. Die Ueberlieferungen von der ehemahligen Bevölkerung sind wahrscheinlich übertrieben; aber die Ruinen in den meisten Städten bezeugen, daß sie beträchtlich war. Eine große Anzahl Römischer Familien vermehrte sie nach der Eroberung; mehrere Legionen setzten sich dort fest; fünf und zwanzig Colonien wurden in den fruchtbarsten Gegenden errichtet, und traten in Verbindung mit den Einwohnern. — Die Regierung war, im allgemeinen, in Spanien milder, als in den andern Römischen Provinzen. Sie bestand in der besondern Verwaltung der Städte, die einem aus ihrer Mitte

ernannten Magistrat anvertraut waren, und in der Aufsicht über verschiedene Provinzen durch Pretoren, Proconsulen, Legaten oder Vicarien, je nach den verschiedenen Epochen des Römischen Reiches. Die einen wie die andern wachten in ihren Departements über alle nützlichen öffentlichen Arbeiten, über Wasserleitungen, Bäder, Circus und über die Landstraßen, wovon noch gegenwärtig prächtige Ueberreste bestehen. Vorzüglich lag ihnen ob, die öffentlichen Abgaben zu erheben, welche mit denen, die noch jetzt bestehen, eine merkwürdige Aehnlichkeit haben. Mit dem Verfall von Rom sank auch Spanien herab, und mit der Völkerwanderung, die seinen Untergang vollendete, begann seine Wiedergeburt.

Die Sueven, Alanen, und Vandalen stritten sich um Spanien, und verbreiteten über dieses unglückliche Land alle Uebel, die der Krieg und der Hunger nach sich ziehen, bis sie endlich, von den Gothen besiegt, diesen einen verwüsteten Boden überließen. Die Gothen, weit entfernt die Wunden des Landes zu heilen, vergrößerten sie noch. Zwey Drittheile des Landes schufen sie in Viehweiden um. Treu den Sitten ihrer Väter, mehr Hirten als Ackerbauer, und mehr noch Krieger als Hir-

ten, sahen sich auf alles mit Gleichgültigkeit, was den Reichthum der Staaten und das Glück der Völker ausmacht. Ihre Fürsten, immerfort in bürgerliche oder Religionskriege verwickelt, begnügten sich damit, ihre Staaten zu beherrschen, und die Justiz bey ihren Unterthanen einzurichten, ohne durch irgend ein Gesetz die Industrie aufzumuntern oder durch eine Anstalt zu begünstigen. Dem Charakter dieser Völker, der unsteten, kriegerischen Lebensart, die sie einführten, und die durch die Creignisse unter ihren Nachfolgern unterhalten wurde, muß man den Ursprung des Geistes der Trägheit zuschreiben, welcher der Spanischen Nation anzugehören scheint, und sich in allen Jahrhunderten erhalten hat. Die Geschichte der Gothen liefert nichts, was für das Studium der mechanischen Künste und für die Staatsverwaltung (*économie politique*) wichtig wäre; aber sie ist in sofern interessant, als wir hier zuerst Spanien sehen, wie es vom fremden Joche befreyt ist, in seine natürlichen Gränzen eingeschlossen, von einheimischen Fürsten regiert wird, und einen unabhängigen Staat, eine feste Monarchie bildet, deren Gesetze, Sitten und Religion sich größtentheils durch vierzehn Jahrhunderte, trotz aller Er-

eignisse, die sie verändern sollten, erhalten haben.

Untersucht man den Zustand Spaniens unter den Römern und unter den Gothen, so bemerkt man, daß beyde Völker dort Denkmähler ihres Aufenthaltes, aber von sehr verschiedener Natur hinterlassen haben. Die öffentlichen Anstalten, als Wasserleitungen, Brücken u. s. w., so wie die Ueberlieferungen des Ackerbaues und der Industrie, kommen von den Römern; die Gesetze aber, die Gebräuche, die Verwaltung und die Verfassung, erinnern an die Einrichtungen der Gothen. Man findet z. B. heut zu Tage noch den Wisigotischen Coder gültig. Spanien hätte als eine große Monarchie, die nicht, wie die meisten andern Staaten Europa's, in kleine Lehnfürstenthümer zerstückelt war, unstreitig bald eben den Grad der Vollkommenheit erreicht, zu dem sich andere Länder erhoben; aber eine denkwürdige Begebenheit hinderte die Nation, diese glückliche Bestimmung zu erreichen.

Die Araber dehuten, nach Mahomed's Tode, ihre Eroberungen von den Gränzen Indiens, bis zu den Flüssen des Atlantischen Oceans aus. Spanien schien ihnen eine wichtige und leichte Eroberung, und in der That setzte

eine einzige Schlacht sie im Besitz dieses großen Reiches.

Die Ueberreste der Gothischen Armeen und einige ihrer treuen Häupter fanden in den Gebirgen die Zuflucht der alten Cantabrier und das Andenken ihrer Tugenden. Das übrige Spanien kam unter das Gesetz der Mauren. Erst nach acht Jahrhunderten wurden diese wieder so weit eingeschränkt, daß sie nicht mehr in Spanien besaßen, als die Römer unter Justinian. — Obgleich bey den unaufhörlichen Kriegen der Mauren mit den Christlichen Königen von Leon, Castilien und Arragonien, Spanien in dieser Periode keinen blühenden Wohlstand erlangen konnte, so verdankt das Land den Mauren doch manche Vortheile. Die Araber waren eben so geschickte Ackerbauer als Fabrikanten, und verbanden mit dieser Industrie das Studium den Wissenschaften, das die Gothen vernachlässigten. Schon unter Abderramen I., dem Zeitgenossen Carls des Großen, hatten sie eine große Anzahl Bibliotheken und öffentlicher Schulen; und mit Talenten und Kenntnissen verbanden sie kriegerische und ritterliche Tugenden. Sobald sie Spanien durch die Waffen erobert hatten, suchten sie die Abhängigkeit des Volkes durch Wohlthaten zu ge-

winnen. Sie ließen den überwundenen Völkern ihre Gesetze, ihre Religion und ihre Sprache; sie forderten nicht mehr als die Abgaben, die sie schon ihren vorigen Herren bezahlt hatten, und bezeugten den Frauen eine Nachgiebigkeit und Achtung, die einen hohen Grad von Verfeinerung voraussetzten. Ihr edles, großmüthiges Verfahren hatte den Christlichen Fürsten ein solches Zutrauen eingefloßt, daß diese ihre Kinder in den Maurischen Schulen unterrichten ließen, und bey gefährlichen Wunden die Hülfe der Arabischen Aerzte suchten.

(Die Fortsetzung folgt.)